

Ulrich Naumann

## Lesesäle als Nutzungsorte im Spiegel der Bibliotheksbaugeschichte

Der Lesesaal war in der vielhundertjährigen Baugeschichte immer Teil einer zunächst multifunktionalen Bibliothek. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch als Einheit von Bestandsaufstellung, Bibliotheksverwaltung und Benutzung verstanden, entwickelten sich mit dem Konzept der dreigeteilten Bibliothek auch räumlich getrennte Einheiten. Bei den repräsentativen Neubauten der königlichen und zentralen staatlichen Bibliotheken im 19. Jahrhundert wurde der Lesesaal der dominante, auch in der Bauausführung besonders herausgehobene Bereich. Bei den neuerrichteten Universitätsbibliotheken derselben Zeit gewann dagegen das Magazin zunehmend an Bedeutung, was sich auch in der baulichen Gestaltung mit der Betonung des Magazintrakts ausdrückte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ist auch in Deutschland eine zunehmende Auflösung und Durchmischung der Bestandsaufstellung auch in großen wissenschaftlichen Bibliotheken erkennbar. Ab den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts wird durch die verstärkt propagierte und in baulichen Konzeptionen umgesetzte Freihandaufstellung großer Bestandskomplexe in den wissenschaftlichen Bibliotheken die Frage nach einem weiterhin den Bau dominierenden großen Lesesaal zunehmend negativ beantwortet, auch wenn große Neubauten in Deutschland an diesem Konzept festgehalten haben. Ist der "Große Lesesaal" obsolet geworden?

Der Lesesaal als funktional getrennter Nutzungsort ist bibliotheksbauhistorisch betrachtet eine Entwicklung in der jüngeren Neuzeit. Selbstverständlich konnten in der nunmehr 5000 Jahre alten Bibliotheksbaugeschichte immer die Bibliotheksbestände, seien es Tontafeln, Pergament- oder Papyrusrollen, handgeschriebene Codices und später die Vielzahl der gedruckten Bücher in einem dafür bestimmten Raum gelesen werden, aber dieser Raum war in der Regel ein Multifunktionsraum, der gleichzeitig Speichern, Erschließen und Benutzen ermöglichte.

Wir können das an vielen Beispielen nachvollziehen<sup>1</sup>, etwa der Celsus-Bibliothek in Ephesus (107 n. Chr.), die als Prototyp des antiken Bibliotheksbaus bezeichnet wird, den mittelalterlichen Pultbibliotheken z.B. in Zutphen oder den englischen College-Bibliotheken mit dem aus der Pultbibliotheksform weiterentwickelten stall-system. Bei den griechischen und römischen Bibliotheken, die von Casson<sup>2</sup> beschrieben werden, bildeten wohl die berühmten Großbibliotheken in Alexandria (700.000 Rollen) und Pergamon (200.000 Rollen<sup>3</sup>) eine Ausnahme. In Pergamon bestand, wie die Archäologen glauben nachweisen zu können, eine Bibliothek mit vier

<sup>1</sup> S. zu Folgenden auch: Naumann, Ulrich: Geschichtliche Entwicklung des Bibliotheksbaus: Text zur Vorlesung „Bibliotheksbau und –einrichtung. Aktuelle Fassung online unter der URL [http://www.ub.fu-berlin.de/~naumann/Bibliotheksbaugeschichte\\_2008.pdf](http://www.ub.fu-berlin.de/~naumann/Bibliotheksbaugeschichte_2008.pdf)

<sup>2</sup> S. Casson, Lionel: Bibliotheken in der Antike. - Düsseldorf [u.a.]: Artemis & Winkler, 2002. - 220 S. - Ill., Kt. - ISBN: 3-538-07134-9 3

<sup>3</sup> Nach Karl Dziatzko nur 136.000 Rollen. Zur Diskussion um die Bibliothek in Pergamon s. auch Strocka, Volker Michael: Noch einmal zur Bibliothek von Pergamon, in Archäologischer Anzeiger, 2000, S. 155-165. - Als Sonderdruck aus der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg online erschienen unter der URL: [http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/4186/pdf/Strocka\\_Noch\\_einmal\\_zur\\_Bibliothek.pdf](http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/4186/pdf/Strocka_Noch_einmal_zur_Bibliothek.pdf)

Räumen, von denen drei als Büchermagazine mit einem offenen Ausgang zur Nord-Stoa ausgebildet waren, in denen die Rollen gelagert und wegen des Lichts zur Benutzung in die Wandelhalle (Stoa) mitgenommen werden konnten.

Der Umfang der mittelalterlichen Bibliotheken schwankte zwischen einigen Dutzend und mehreren hundert Bänden. Normalerweise galt eine Bibliothek mit zwei- bis dreihundert Bänden als gut und eine mit fünf- bis sechshundert Bänden als sehr gut ausgestattet.<sup>4</sup> Die mittelalterlichen Klosterbibliotheken mit ihren geringen Buchbeständen mussten daher die Einheit von Speichern, Erschließen und Lesen nicht aufgeben. Dies war in vielen Fällen auch gar nicht möglich, da die Bücher an den Pulten oder Regalen angekettet waren (*libri catenati*) und nur am Ort und bei ausreichendem Licht benutzt werden konnten.

Während die Handschriften lange Zeit in einem oder mehreren Schränken („armarium“) in der Kirche, der Sakristei oder dem Refektorium aufbewahrt wurden, wird erst, als die Bestände wuchsen, ein eigener Raum dafür notwendig. Solch ein Bücherraum war zunächst kein spezieller Raum, kein Zweckbau, der extra für Bücher geplant und genutzt wurde. Es handelte sich meistens um einen Raum, der schon vorhanden war und für die Bücher frei gemacht wurde. Der erste dezidiert für eine Bibliothek zu schaffende Raum wird in dem Bauplan des Klosters St. Gallen um 820 nachgewiesen<sup>5</sup>, aber wohl nicht realisiert.

Selbst die Saalbibliotheken der Renaissance (hier nur als Prototypen die Bibliotheken in Leyden (noch mit Ketten) und die berühmte Medicea-Laurenziana von Michelangelo in Florenz genannt) oder die Saalbibliotheken des Barock gingen immer von der Einheit der Bibliothek als Orte des Sammelns, Erschließens und Benutzens aus<sup>6</sup>, wobei, um der Wahrheit die Ehre zu geben, zumindest in den Kloster- und Fürstenbibliotheken des Barock der Nutzungsaspekt solcher Bestände bei der Gesamtausstattung der Bibliotheksräume wohl eine nachgeordnete Rolle spielte.

Wenn wir uns also auf die Frage von Lesesälen als funktionalen und nur diesem Zweck gewidmeten Nutzungsorten im Spiegel der Bibliotheksbau-geschichte beschränken, müssen wir zeitlich gar nicht so weit zurückgehen.<sup>7</sup>

---

<sup>4</sup> S. <http://www.buecher-wiki.de/index.php/BuecherWiki/BibliotheksgeschichteDesMittelalters>

<sup>5</sup> S. [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Klosteplan\\_Mitte.jpg&filetimestamp=20090305075358](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Klosteplan_Mitte.jpg&filetimestamp=20090305075358)

<sup>6</sup> S. hierzu das umfassende Werk von Lehmann, Edgar: Die Bibliotheksräume der deutschen Klöster in der Zeit des Barock / Edgar Lehmann. - Berlin: Dt. Verl. für Kunstwiss., 1996. - Bd. 1: Text. 370 S. Bd. 2: Katalog. S. 380 – 648. Illustrat., zahlr. III. u. graph. Darst. - ISBN: 3-87157-172-5. - (Jahresgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft ; 1996/97)

<sup>7</sup> S. zum Folgenden auch Fuhlrott, Rolf: Lesesaal, in: Lexikon des gesamten Buchwesens. 2. Aufl. – Stuttgart: Hiersemann, 1995, Bd. IV, S. 495-496.

Den ersten theoretischen Ansatz liefert Leopoldo della Santa 1816 mit seinem Traktat über den Bau und die Führung einer großen öffentlichen Bibliothek<sup>8</sup>. Della Santa trennte konsequent die Funktionen des Erschließens, Aufbewahrens und Benutzens in drei voneinander getrennte Funktionsbereiche (Konzept der dreigeteilten Bibliothek). Er konzipiert in seinem zweistöckigen Entwurf den 10 Meter hohen Lesesaal als von vier Lichthöfen beleuchteten Raum, in dem nur Leseplätze, aber keine Kataloge oder Bücher aufgestellt sind. Die Bücher will er aus Bestandsschutzgründen außerhalb des unmittelbaren Zugriffs der Benutzer aufbewahren. Wollte man ein Buch benutzen, musste man sich über einen der Aufseher an den Bibliothekar wenden, der in einem Nebenraum hinter einem Schalter saß und in dem nur ihm zugänglichen Katalog das Vorhandensein prüfte und aus einem der insgesamt geplanten 96 Magazinräume durch einen Saaldiener herbeischaffen ließ.

Della Santas Plan wird als Idealplan bezeichnet, weil er nie zur Ausführung kam. Erst beim Bau der Bayerischen Hof- und Staatsbibliothek in München (Bauzeit von 1832-1843) wandte Friedrich von Gärtner diese Dreiteilung konsequent an, indem er neben einem Lesesaal und diesem zugeordneten Katalog- und Mitarbeiterarbeitsräumen eigenständige (8 Meter hohe) Magazinräume an den Seitenflügeln des Baus einrichtete.<sup>9</sup>

Auch beim Bau der Bibliothek Saint Geneviève 1845 in Paris griff Henri Labrouste die Idee der Dreiteilung auf. Bei der Bibliothek Saint Geneviève handelt es sich um einen zweistöckigen Bau<sup>10</sup>, in dem sich links und rechts des Vestibüls im Erdgeschoss die Büchermagazine und Verwaltungsräume befinden. Über die Treppenanlage gelangt man in das Obergeschoss mit dem 1780 m<sup>2</sup> großen rechteckigen Lesesaal, der das gesamte Obergeschoss umfasst und in der Mitte durch 16 eiserne Säulen geteilt wird. Auf diesen ruhen gusseiserne Bögen, welche die Decke des Saales, zwei parallele Tonnengewölbe unabhängig vom Mauerwerk tragen. Labrouste verwendete bei diesem Bau Eisen als sichtbare tragende Konstruktion, mit dem es ihm gelang, diesen weiten und großen Raum zu schaffen. Im Gegensatz zu den Vorstellungen Della Santas versuchte Labrouste jedoch nicht, eine funktional dreigeteilte Bibliothek zu bauen, sondern den Typus „Saalbibliothek“ zu realisieren, auch wenn ihm das wegen der Men-

<sup>8</sup> Della Santa, Leopoldo: Della costruzione e del regolamento di una pubblica universale biblioteca: con la pianta dimostrativa; trattato = Über den Bau und die Verwaltung einer öffentlichen Universalbibliothek / di Leopoldo della Santa. [Hrsg. und mit einem Vorwort von Peter Prohl.] - T. 1-3. - Karl-Marx-Stadt: Techn. Hochschule, 1984; für die damalige Bundesrepublik wurde der Vertrieb vom Münchener Verlag Saur übernommen. - Zeitlich fast gleich, nämlich 1817, wird ein weiterer Idealplan mit derselben Trennung von Johann Conradin Beyerbach für eine neue Stadtbibliothek in Frankfurt am Main vorgelegt, der aber wegen seiner zweckorientierten Funktionalität nicht dem Repräsentationswunsch der Frankfurter Stadtoberen entsprach. Vgl. dazu Crass, Hans Michael: Bibliotheksbauten des 19. Jahrhunderts in Deutschland: kunsthistorische und architektonische Gesichtspunkte und Materialien. München: Verlag Dokumentation, 1976, S. 20-22 und Abbildungsteil Abb. 14a und 14b.

<sup>9</sup> Vgl. dazu Crass, Hans Michael: Bibliotheksbauten des 19. Jahrhunderts in Deutschland, a. a. O., S. 22-27 und Abbildungen 15-22.

<sup>10</sup> S. auch [http://de.wikipedia.org/wiki/Bibliothek\\_Sainte-Genevi%C3%A8ve](http://de.wikipedia.org/wiki/Bibliothek_Sainte-Genevi%C3%A8ve)

ge an Literatur nicht gelingen konnte. Deshalb sind die Wände im Lesesaal bis auf die Höhe von 5 m mit Büchern vollgestellt. Auf der Höhe von 2,5 m läuft eine Galerie, die von vier Treppen in den Ecken des Lesesaals zu erreichen ist. Die Beleuchtung erfolgt, ähnlich wie bei den Saalbibliotheken der Renaissance, durch hohes Seitenlicht. Zusätzlich war auch eine Gasbeleuchtung installiert.

Während Labrouste bei der „Geneviève“ die Bücher, die er nicht im Lesesaal unterbringen konnte oder wollte (Rara), im Erdgeschoß seines Bibliotheksbaus anordnete, legte er bei seinem Hauptwerk des Bibliotheksbaus, der Bibliothèque Nationale in der Rue Richelieu, das Büchermagazin seitlich neben den großen Lesesaal (der heute „Salle Labrouste“ genannt wird.) Dieses Magazin war aus dem Lesesaal zu betrachten, für den Nutzer aber nicht zugänglich. Die vier Stockwerksebenen bestanden aus Gitterrosten, so dass durch das Glasdach des Magazins Tageslicht bis in das Erdgeschoß dringen konnte.

Ein ähnliches Konzept mit dem Lesesaal direkt zugeordneten Magazinen verfolgte der Architekt Sidney Smirke mit dem berühmten runden Lesesaal des British Museum, der nachträglich in das von seinem Bruder Sir Robert Smirke erbaute Geviert des British Museum eingepasst wurde.<sup>11</sup> Der Lesesaal selbst enthielt etwa 25.000 Bände, die Bestände (ca. 1 Mio. Bände) waren in den unmittelbar angegliederten Magazinen untergebracht und wurden von dort aus dem Leser bereitgestellt.

Die deutschen Bibliotheksbauten des ausgehenden 19. Jahrhundert, wo fast alle großen Bibliotheken neue Gebäude erhielten, folgten dem Konzept der Dreigliederung, wobei die stets errichteten zentralen Lesesäle in der Regel mit der typischen „Lesesaal-Literatur“<sup>12</sup> ausgestattet wurden. Betrachtet man bei Crass<sup>13</sup> die Vielzahl der Grundrisse und Fotos, erkennt man, dass die damals errichteten Lesesäle durchwegs keine großen Di-

<sup>11</sup> Lord Norman Robert Foster, Baron Foster of Thames Bank entkernte nach dem Umzug der British Library an den neuen Standort in St. Pancras den Innenhof des ursprünglichen Museumsgebäudes und schuf für 320 Mio. Euro den „Great Court“ als größten öffentlich zugänglichen mit Glas überdachten Platz in Europa (7.100 qm), ließ aber den Rundbau des Lesesaals bestehen.

<sup>12</sup> Krabbe und Luther beschreiben diese Lesesaal-Literatur wie folgt: „In der Handbibliothek des LS einer großen wissenschaftlichen Bibliothek sollen zu finden sein: die großen Enzyklopädien, Konversationslexika und sonstigen Nachschlagewerke allgemeiner Art; ferner Bibliographien, biographische Nachschlagewerke, Wörterbücher usw. Aus den einzelnen Fachgebieten sollten die wichtigsten, namentlich kritischen Zeitschriftenreihen (beschränkt je nach Raumverhältnissen auf die letzten 10 oder 20 Jahrgänge), die zum Studium unentbehrlichen Handbücher, Gesamtdarstellungen einzelner Fachgebiete, Quellenwerke, Gesetzessammlungen, Kommentare, Gesammelte Werke u. a. m. zu finden sein.“ S. Krabbe, Wilhelm; Luther, Wilhelm Martin: Lehrbuch der Bibliotheksverwaltung, Stuttgart: Hiersemann, 1951, S. 99. Online unter der URL:

<http://www.dabis.com/menu/publikationen/Lehrbuch%20des%20Bibliothekswesens.pdf>

<sup>13</sup> S. Crass, Hanns Michael: Bibliotheksbauten des 19. Jahrhunderts in Deutschland : kunsthistorische und architektonische Gesichtspunkte und Materialien – München : Verl. Dokumentation, 1976.- 179 S., Ill. - ISBN: 3-7940-3177-6. - Zugl.: Köln, Univ., Diss., 1974.

mensionen aufwiesen.<sup>14</sup> Selbst für die Bayerische Hof- und Staatsbibliothek in München (Bauzeit von 1832-1843) wandte Friedrich von Gärtner zwar 170 qm für das 54-stufige Treppenhaus auf<sup>15</sup>, plante aber nur einen Lesesaal von ca. 54 qm, also etwa 30 Arbeitsplätze (von Georg Leyh als für die damaligen Bedürfnisse sehr groß bezeichnet). Der Neubau der Universitätsbibliothek Marburg 1900, um ein Beispiel für eine mittlere Universitätsbibliothek zu nennen, wurde mit einem Galerielesesaal von 170 qm ausgestattet. Man sprach auch allgemein nicht vom Lesesaal, sondern vom „Lesezimmer“. Dagegen hatte der Lesesaal der Königlichen Bibliothek in Berlin, ähnlich wie die Kuppelbauten der Library of Congress in Washington und des British Museum in London, mit jeweils knapp 40 Metern Durchmesser eine Grundfläche von ca. 1.100 qm, mit 372 (Berlin) bzw. 450 (Library of Congress) Nutzerarbeitsplätzen.

Die relativ geringe Zahl der Leseplätze in den Universitätsbibliotheken korrespondiert mit der relativ geringen Zahl der Studierenden. Zwar wuchs die Zahl der Studierenden zwischen 1860 und 1910 um das Vierfache, hatte jedoch in einigen preußischen Universitäten 1910 insgesamt erst 25.620 Studierende und 1926 35.434 Studierende erreicht.<sup>16</sup>

Universität	Studierende SS 1910	Studierende SS 1914	Studierende SS 1923	Studierende SS 1926
Berlin	7399	8024	12622	8038
Bonn	3257	4524	2973	3510
Breslau	2376	2771	4179	2717
Frankfurt	-	-	5032	2723
Göttingen	2352	2733	3053	2580
Greifswald	997	1456	1299	1055
Halle	2118	2624	2913	1770
Kiel	1801	2642	2082	1820
Köln	-	-	5270	4748
Königsberg	1325	1551	2077	1666
Marburg	2061	2464	2355	2275
Münster	1934	2082	2915	2532
<b>Gesamtzahl Studierende</b>	<b>25620</b>	<b>30871</b>	<b>46770</b>	<b>35434</b>

Hierfür reichten die kleinen Lesezimmer aus, oftmals ergänzt um spezielle Dozentenzimmer, Zeitschriftenzimmer und Zimmer für Sondermaterialien

<sup>14</sup> Ulrich Johannes Schneider beschreibt in seinem Aufsatz „Der Leser in der Bibliothek oder das Runde und das Eckige (in BIS = Bibliotheken in Sachsen, 2008, 1, S. 44-48; online unter der URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-ds-1204890560893-82197>), dass sich heute schwer entscheiden lässt, was den Bau von Lesesälen im 19. Jahrhundert motivierte: „[er] tauchte mehr oder weniger plötzlich auf, weitgehend unvorbereitet durch Theorie. Kein Resultat, eine Geburt.“ – Von Schneider erscheint demnächst ein weiterer Beitrag zum Thema: „Die Geburt des Lesesaals“, in: Museum, Bibliothek, Stadtraum. Kontingenz und Kontrolle in räumlichen Wissensordnungen 1600 – 1800, hrsg. v. Robert Felfe und Kirsten Wagner, ca. 2009.

<sup>15</sup> „für die Haupttreppe stehe ich gut, daß es die pompöseste wird, die wenigstens in Deutschland existiert“ (Gärtner) (zitiert nach Crass, a.a.O., S 26.)

<sup>16</sup> Tabelle entnommen: Erb, Annette: Zur Geschichte der Psychologie in und zwischen Spanien und Deutschland vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts : Aspekte der deutsch-spanischen Wissenschaftsbeziehungen / vorgelegt von Annette Erb, 2004, S. 22. - Auch als Computerdatei: <http://www.diss.fu-berlin.de/2005/46>. -Berlin, Freie Univ., Diss., 2004

wie Handschriften, Karten und Musikalien. Diese Bibliotheken wurden alle als Magazinbibliotheken mit entsprechenden Ausleihmöglichkeiten geführt und ein längerer Aufenthalt in den ungemütlich wirkenden Lesesälen wurde auch nicht angestrebt, wenn er nicht durch die Benutzungsbedingungen (nicht ausleihbare Literatur) gefordert war. Oftmals schlecht belichtet und beheizt, waren sie kein wohnlicher Ort zum Studieren. In Deutschland kommt zudem das Erstarken der Fachbibliotheken hinzu, die zur Strukturform des zwei- und dreischichtigen Bibliothekssystems führte, das bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts prägendes Strukturmodell für die deutschen universitären Bibliothekssysteme war<sup>17</sup>. In diesen Fachbibliotheken war, worüber die Universitätsbibliothekare lautstark klagten, oftmals die wichtige Fachliteratur im direkten Zugriff vorhanden, so dass es auch für die Studierenden der höheren Semester keinen Grund gab, mehr als un-bedingt notwendig die minderausgestatteten Universitätsbibliotheken aufzusuchen.

Die Begründung für diese Form des zentralen Lesesaals in Universitätsbibliotheken mit seinem ausgewählten universalen Handbibliotheksbestand gab das Handbuch für Bibliothekswissenschaft von Fritz Milkau und die von Georg Leyh nach dem 2. Weltkrieg herausgegebene Neuauflage.<sup>18</sup> Zwar wird dort auch unter Berücksichtigung der Entwicklung der Benutzung von einer Differenzierung der Lesebereiche in verschiedene Speziallesesäle ausgegangen, der große Lesesaal mit seiner universalen Handbibliothek wird aber nicht in Frage gestellt.

Die Pflege dieses zweischichtigen Strukturmodells mit einer universal sammelnden Universitätsbibliothek als Ausleihbibliothek und fachlich orientierten Institutsbibliotheken als Präsenzbibliotheken wurde den Bibliothekaren durch Initiativen der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Wissenschaftsrats zur Neugründung von Hochschulen Mitte der sechziger Jahre als überholter Ansatz vorgeworfen.<sup>19</sup> Es wurde die Forderung erhoben, mit der Neugründung von Hochschulen auch neue Formen der Literaturversorgung zu erproben<sup>20</sup>, da das herkömmliche Modell nicht nur enorme Kosten verursacht, sondern auch negative Auswirkungen auf die Literaturversorgung durch die schlecht nachgewiesene Zersplitterung der

<sup>17</sup> S. hierzu Naumann, Ulrich: Hochschulbibliothekssysteme im Vergleich. 5. Auflage, 2007, S. 23-27. Online unter der URL: [http://edocs.fu-berlin.de/docs/receive/FUDOCS\\_document\\_000000000007](http://edocs.fu-berlin.de/docs/receive/FUDOCS_document_000000000007)

<sup>18</sup> S. die Beiträge von Wilhelm Martin Luther (Bd. II, Viertes Kapitel, Abschnitt VI) und Georg Leyh (Bd. II, Zwölftes Kapitel, Abschnitt II, Unterabschnitt B).

<sup>19</sup> S. Empfehlungen für die Zusammenarbeit zwischen Hochschulbibliothek und Institutsbibliotheken / Deutsche Forschungsgemeinschaft / Bibliotheksausschuss. - Bonn, 1970.

<sup>20</sup> Helmut Schelsky, der die Bielefelder Universität aufbaute, forderte sogar ausdrücklich, keinen Bibliotheksdirektor zu berufen, der in diesem „antiquierten“ Denken bibliothekarisch sozialisiert worden war. „Ablehnung einer möglicherweise auftretenden ideologischen Konzeption einer zentralen Universitätsbibliothek als letzten Restes einer ‚universitas lit[t]erarum,‘. Der zu berufende Universitätsbibliothekar dürfe keinesfalls dieser Ideologie anhängen, da sie in grundsätzlichem Widerspruch zu der Bielefelder Universitätskonzeption steht.“Quelle: Schwaghofer Protokoll, S. 3, zitiert nach Wang, Jingjing: Das Strukturkonzept einschichtiger Bibliothekssysteme, München; London; New York; Paris: Saur, 1990, S. 306.

Ressourcen hat. Wenn auch viele der damaligen gegen das zweischichtige Modell vorgebrachten Kritikpunkte heute durch den flächendeckenden Einsatz elektronisch gestützter Verwaltungs- und Nachweissysteme behoben oder zumindest stark gemildert worden sind, bleibt die Tatsache der Ressourcenersplitterung bei einer stark dislozierten Hochschule bestehen.

Die neuen Universitäten, die damals in rascher Reihenfolge entstanden, konnten aber in der Regel in Neubauten errichtet werden, die von vorn herein eine konzentrierte Aufstellung der Bestände nahelegten. Dennoch ist zu beobachten, dass auch die damals neu errichteten Hochschulen die Frage der Einrichtung von Leseplätzen ganz unterschiedlich beantworteten.

Am radikalsten hat dies sicherlich die Universitätsbibliothek Bielefeld gelöst, die auf einen zentralen Lesebereich verzichtete und, durch die Bauform einer „Wissensburg“ bedingt, eine Vielzahl von Lesebereichen „zu Füßen“ der Institutstürme einrichtete. Diese Lesebereiche wurden durch ein durchgehendes Wegesystem verbunden, so dass ein mit Leseplätzen und Beständen gemischtes Raumkontinuum aus Fachbibliotheken mit immerhin 1.700 Leseplätzen entstand.

Die Universität Konstanz errichtete ebenfalls kein eigenständiges Bibliotheksgebäude, sondern stellte innerhalb der Gesamtfläche von 160.000 qm etwa 22.000 qm für die Einrichtung einer fachlich gegliederten Gesamtbibliothek der Universität bereit, die dann über mehrere Stockwerke in einem Gebäude, das daneben auch weitere universitäre Funktionen aufnahm, realisiert wurde. Auch hier werden die insgesamt mehr als 1.000 Leseplätze nicht an einer Stelle konzentriert, sondern über das Bibliothekskontinuum verteilt.

Bremen wiederum errichtete seine Zentralbibliothek als einzige bibliothekarische Versorgungseinrichtung unter dem Motto „Herz der Universität“ mit mehreren fachlichen Lesebereichen, in denen Bücher und Leseplätze gemischt aufgestellt wurden.

Die Universität Regensburg hat dagegen zur gleichen Zeit noch die „traditionelle“ Form eines baulich zweischichtigen Bibliothekssystems gewählt. Neben einer Universitätsbibliothek mit eigenem Lesesaal entstanden große Fachlesebereiche mit 30.000 bis 300.000 Bänden in den Institutsgebäuden, allerdings unter der einheitlichen Leitung der Universitätsbibliothek.

Insgesamt ist aber zur Baugeschichte der deutschen Universitätsbibliotheken festzustellen: Nach der aus Amerika adaptierten bahnbrechenden Lösung von Clemens Köttelwesch, seinen als Zentrum eines zweischichtigen Systems geplanten Neubau der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt 1964 zwar mit über mehrere Stockwerken verteilten großen Fachlesesälen zu errichten, aber mit einem umfassenden Bestand von jeweils 250.000

Bänden in Freihandmagazinen zu ergänzen<sup>21</sup>, ist auch in den deutschen Universitäten bei Neubauten<sup>22</sup> die strikte Dreiteilung in Magazin, Lesesaal

und Verwaltungsbereichen durch eine durchmischte Aufstellung abgelöst worden. Neubauten von Universitätsbibliotheken haben sich an der nutzungsorientierten Zweiteilung in umfassende Freihandbestände/Lesebereiche auf der einen Seite und den Verwaltungsbereich auf der anderen Seite orientiert.<sup>23</sup> Die umfassenden Angebote an Freihandbeständen, die in die Millionen Bände gehen, schließen aus wegeökonomischen Gründen zentrale Lesebereiche und davon abgegrenzte Bestandsaufstellungen eigentlich aus.

So wird auch der Neubau des Brüder-Grimm-Zentrums in Berlin, der die Zentrale Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin neben zahlreichen mit dem Umzug integrierten Fachbibliotheken aufnehmen wird, neben einem Lesesaal in Terrassenform mit 280 Plätzen innerhalb des Gebäude in verschiedenen Fachlesezeiten weitere 1.000 Leseplätze und einen Freihandbestand von zwei Millionen Bänden enthalten. Beim Neubau der Philologischen Bibliothek war es aufgrund der von Lord Foster gewählten Bauform (mehrstöckiger Terrassenbau mit darüber gewölbter Kuppel) gar nicht möglich, eine Leseplatzkonzentration zu verwirklichen. Hier liegen die 680 Leseplätze für die 800.000 in Freihand aufgestellten Bände an den Rändern der verschiedenen Ebenen.

Weitere Beispiele im deutschen Bibliotheksbau:

- Die Lesebereiche der 2004 fertig gestellten „Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin und der Universitätsbibliothek der Künste Berlin im Volkswagen-Haus“ (vulgo: Volkswagen-UB) sind über 4 Stockwerke verteilt, wobei sich Regalblöcke der Freihandaufstellung und Leseplatzgruppen abwechseln. Dies sah auch bereits

<sup>21</sup> S. Köttelwesch, Clemens: Zum Neubau der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main. In: Buch und Welt: Festschrift für Gustav Hofmann zum 65. Geburtstag dargestellt. Wiesbaden: Harrassowitz, 1965, S. 125-136

<sup>22</sup> Bei Restaurierungen und Sanierungen von bestehenden Bibliotheksbauten werden oftmals die vorhandenen Lesesäle auch wegen restriktiver Vorgaben des Denkmalschutzes nur baulich und im Hinblick auf die technischen Anforderungen der Benutzer optimiert, so etwa bei der Universitätsbibliothek Leipzig, wo sogar das alte Gestühl reproduziert wurde. Vgl. hierzu Manns, Sophia: Zwischen Denkmalschutz und Nutzeranspruch: Wiederaufbau und Erweiterung der Bibliotheca Albertina in Leipzig / von Sophia Manns. - Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin, 2005. - 65 S. - (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft ; 151). Online unter der URL <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h151/h151.pdf>

<sup>23</sup> Hierbei sollte nicht der Druck durch die universitäre Bauvorhaben begutachtende Deutsche Forschungsgemeinschaft und den Wissenschaftsrat außer Acht gelassen werden, die deutlich erklärt hatten, keine Bibliotheksbauten zu fördern, die nicht ca. 80 % der Bestände in Freihandaufstellung anbieten würden. – Auch Gantert und Hacker sehen in ihrem Lehrbuch den großen Lesesaal nur noch für Magazinbibliotheken als sinnvoll an. S. Gantert, Klaus; Hacker, Ruprecht: Bibliothekarische Grundwissen. – 8., vollständig neu bearbeitete Auflage. - München: Saur, 2008, S. 256-257.



die Wettbewerbsaufgabe für die Errichtung dieser Bibliotheken 1987 vor.

- Der Lesesaal der Universitätsbibliothek Erfurt, wo der diesjährige Bibliothekartag zu Gast ist, erstreckt sich über das gesamte Haus. 360 Leseplätze und PC-Arbeitsplätze stehen auf insgesamt 4 Etagen zur Verfügung.
- Der Neubau der Universitätsbibliothek Magdeburg ist für 1,1 Mill. Bände, davon 80 % in Freihand ausgelegt. Für die Benutzer stehen 600 Leseplätze, 60 Carrels und 30 Gruppenarbeitsplätze zur Verfügung.
- In der Universitätsbibliothek Jena befinden sich auf vier Ebenen die Lesebereiche der Teilbibliothek Geisteswissenschaften mit ausgedehnten Freihandbereichen und den Benutzerarbeitsplätzen. 800.000 Bände werden für 610 Leseplätze bereitgestellt. Jeder Ebene sind an einer zentralen Stelle allgemeine Nachschlagewerke und eine kleine, dem Fächerspektrum der jeweiligen Ebene entsprechende Info-Theke zugeordnet. Hier ist also der klassische Lesesaalbestand fachgebietsorientiert dezentralisiert worden. Geschlossene Einzelarbeitsräume (Carrels) und Kopierkabinen sind den Lesebereichen differenziert angegliedert. So sind zweckentsprechende Lesebereiche mit einem hohen Anteil an Einzelarbeitsplätzen und moderner technischer Ausstattung (alle Plätze mit Anschluss an das Rechnernetz, jeder dritte Platz mit PC-Ausstattung) entstanden, die ein intensives, möglichst ungestörtes Arbeiten ermöglichen, während im Foyer und in der benachbarten Cafeteria, in den Ausstellungsbereichen sowie in den Vortrags- und Gruppenarbeitsräumen Gelegenheit für Begegnung und Kommunikation besteht.<sup>24</sup>

Wenn man die Beispiele der gerade auch nach der Wende neuerrichteten Universitätsbibliotheken, für die sich neben den hier genannten Bibliotheken in Erfurt, Magdeburg und Jena viele weitere Belege finden lassen, verallgemeinern will: Kann man dann davon sprechen, dass „Opas Lesesaal“ mit der beschriebenen, um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert entwickelten Konzeption mit der weitgehenden Trennung von Buchbeständen und Leseplätzen nunmehr durch eine gemischte Aufstellung abgelöst worden ist?

Hierauf ist auf den deutschen Bibliotheksbau bezogen keine eindeutige Antwort möglich. Wir haben schon das Beispiel des Neubaus des Brüder-Grimm-Zentrums der Humboldt-Universität zu Berlin<sup>25</sup> genannt, bei dem es Bestandteil der Wettbewerbsaufgabe war, auch einen zentralen Lesesaal mit ursprünglich über 500 Leseplätzen zu planen. Der für die Konzeption verantwortliche Bibliotheksdirektor führt dazu als Antwort auf die Kritiker an dieser Konzeption aus, dass der Lesesaal nicht nur symbolisch das

---

<sup>24</sup> S. Herzog, Rainer: Der Neubau der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena: Solitärbau im Grünen. In: Bibliothek 27. 2003. Nr. 1/2, S. 96-99.

<sup>25</sup> Dass es sich hierbei im Wesentlichen um die Zentrale Universitätsbibliothek und den Computer- und Medienservice der HU handelt, soll am Gebäude und im Sprachgebrauch nicht erwähnt werden.

Herz des Brüder-Grimm-Zentrums sein soll, sondern trotz der umfangreichen Freihandangebote in dezentral aufgestellten Lesebereichen der zentrale Lesesaal wegen der Atmosphäre, den ein solcher Lesesaal bewirkt, gebaut werden muss, um den ästhetischen Nutzerbedürfnissen entgegenzukommen.<sup>26</sup>

Ebenso kritisiert worden ist die Entscheidung, den Neubau der Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB) mit einem großen Lesesaal auszustatten. Rolf Ramcke bezeichnet ihn in einem Interview, in dem er sich gegen die Errichtung von zentralen Lesesälen ausspricht<sup>27</sup>, weil in ihnen nicht die Informationsbedürfnisse der Benutzer befriedigt werden können, von einer dreifachen Lächerlichkeit, die von diesem Lesesaal ausgeht: Er ist nur ein Schauraum, da er nur 180 von über 1000 Leseplätzen enthält; er enthält keine klassischen Lesesaalbestände, sondern nur eine Teilbibliothek der Pädagogik, der systematischen Aufstellung der Bestände folgend; die Galerie, die ihn umgibt, ist nur schlecht begehbar, also eine unnötige Reminiszenz an die Galerielesesäle des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Hierauf hat dann der Generaldirektor der SLUB Thomas Bürger in einem Leserbrief geantwortet und ähnlich wie Milan Bulaty für die Humboldt-Universität zu Berlin darauf hingewiesen, dass der Lesesaal im Gebäude eine lichtorientierte geistige und funktionale Mitte bildet, dass die Nutzer den Lesesaal auch in Anspruch nehmen, um in einer sichtbaren Gemeinschaft zu arbeiten, auch weil sie den großzügig bemessenen Raum schätzen, und alle wohl die Ästhetik aus Proportion und Symmetrie, Licht und Atmosphäre genießen.<sup>28</sup> Ob man dann so weit gehen sollte und die Entscheidung, die Bestände der Klassischen Philologie im Lesesaal aufzustellen, als Bekenntnis zum Wissenskanon der abendländisch geprägten Gesellschaft zu begründen, mag dahin gestellt bleiben. Angesichts der begrenzten Kenntnisse der nachwachsenden Studierendengenerationen in den Alten Sprachen<sup>29</sup> wird man davon ausgehen können, dass die Nutzung der Leseplätze im Lesesaal der SLUB nicht daher rührt, dass man nahe an den benötigten Studienmaterialien sitzt. Also doch nur eine Reminiszenz an vergangene Zeiten?

---

<sup>26</sup> S. Bulaty, Milan; Eigenbrodt, Olaf: Zwischen Ästhetik und Funktionalität. In: BuB, 60 (2008), S. 317-322.

<sup>27</sup> S. „Keine Angst vor der Ästhetik“: Architekt Rolf Ramcke fordert mehr Mut bei der Gestaltung: Bibliotheken sollen stimulieren und Orte der Identifikation sein. In: BuB, 60 (2008), S. 313-316.

<sup>28</sup> S. Bürger, Thomas: Prachtvoll oder lächerlich: Eine Ehrenrettung des Lesesaals. In: BuB, 60 (2008), S. 522-523. – Leider ist diese Diskussion nicht weitergeführt und vor allem um den Aspekt bereichert worden, welchen Anspruch unsere studentischen Nutzer eigentlich an die räumliche Gestaltung eines ihrer wichtigsten Lernbereiche stellen. Hier wird es interessant zu erfahren, was der DINI-Wettbewerb „Lebendige Lernorte“ an Ergebnissen erbracht hat, die auf dem Bibliothekartag 2009 vorgestellt werden sollen.

<sup>29</sup> Im Schuljahr 2006/07 lernten laut Statistischem Bundesamt immerhin 15.000 Schüler in Deutschland Griechisch (bei rund 10 Mio. Schülern).

Wolfram Henning kommt zum Ergebnis, dass die Rolle des Lesesaals in den wissenschaftlichen Bibliotheken im Bibliotheksbau neu reflektiert wird. „Es gibt, in pointierter Minderheitenposition, die Auffassung, Lesesäle seien überholt. Einzel- und Gruppenarbeitsplätze in größtmöglicher Nähe zu den umfassenden Freihandbeständen seien vorzuziehen. Die Gegenseite zieht soziologische und psychologische Argumente heran. Die Situation des Lernens und Forschens sei besser zu ertragen, wenn man viele Gleichgesinnte (oder Betroffene) um sich sehe.“<sup>30</sup>

Wir sollen aus der Geschichte lernen, um die Zukunft zu gestalten. Was kann uns in dieser Hinsicht der Ausflug in die Bibliotheksbaugeschichte für die zukünftige Gestaltung unserer Benutzerräume lehren? Ist der „große Lesesaal“ eine zeitgemäße Antwort auf die Nutzungsanforderungen moderner Bibliotheken?

Lesebereiche sind nicht die Verwirklichung von Architektenträumen, sondern von Arbeitsräumen. Hier können wir unsere Auffassung als Anhänger der „pointierten Minderheitenposition“ bekennen, dass trotz aller philosophischen Erhöhung und Ästhetisierung der große Lesesaal sich als Nutzungsraum überlebt hat<sup>31</sup>. Das zeigt uns auch ein Blick in die ausländische, vor allem anglo-amerikanische Bibliotheksbaugeschichte, die zwar auch den Lesesaal als Nutzungsform kennt, in der Regel aber viele differenzierte Leseräume geschaffen hat und bei den meisten Bibliotheken durch den Magazinzutritt für die Benutzer die Dreiteilung des Gebäudes in Nutzerbereiche, Magazine und Verwaltungseinrichtungen so nicht vollzogen hat. Deshalb ist es nicht unwichtig, dass wir feststellen können, dass in den „Ten Qualities“ von Andrew McDonald, die richtungsweisend für den Bibliotheksbau der Zukunft sind, der Lesesaal als Nutzungsraum nicht vorkommt, sondern die vielfältige Gestaltung der Räume unter dem Qualitätskriterium „varied“ betont wird.<sup>32</sup>

“The huge variety of reader places range from single-person to multi-person tables of various shapes, casual seating, study rooms and group study facilities. Some users like an „active or noisy social learning environment; others prefer a quiet study environment with good acoustic and visual privacy and this can be achieved to differ-

<sup>30</sup> Henning, Wolfram: Creating Public Paradise: Moderne Anforderungen an Bibliotheksbauten. In: Umriss: Zeitschrift für Baukultur. Themenheft LeseRäume, 2009, Heft 1. Online unter der URL: [http://www.umriss.de/Archiv/umriss\\_2009\\_01.pdf](http://www.umriss.de/Archiv/umriss_2009_01.pdf)

<sup>31</sup> Alberto Manguel führt dazu in seiner „Bibliothek bei Nacht“ aus, dass der Raum, in dem wir unsere Bücher aufbewahren, seinerseits das Verhältnis zu ihnen verändert. „Je nachdem, ob wir in einem runden oder eckigen Raum sitzen, einem Raum mit niedriger Decke oder hohen Dachbalken, verändern sich unsere Lesegewohnheiten“. Manguel, Alberto: Die Bibliothek bei Nacht, Frankfurt: S. Fischer, 2007, S. 151. – Hier wird m. E. sehr deutlich die Individualität des Lesens beschrieben, die man nicht durch eine allen zugeordnete architektonische Lösung oktroyieren kann.

<sup>32</sup> S. McDonald, Andrew: The top ten Qualities of good library space. In: IFLA library building guidelines: developments & reflections / ed. on behalf of IFLA by Karen Latimer .... - München: Saur, 2007, S. 13-29. – Auch als lizenzpflichtige Online-Ressource verfügbar.

ent degrees with various furniture designs, including table dividers, bookstands, mesh screens and carrels.”<sup>33</sup>

Hier kommen Funktionalitäten zum Tragen, die dem ursprünglichen traditionellen Zweck eines Bibliotheksbaus (Sammeln, Erschließen und Bereitstellen von Literatur) zusätzlich zugeordnet werden. Die Qualitätsanforderungen von Andrew McDonald sind in ihrer Struktur und ihren Aussagen daher nicht als Qualitätsmerkmale (nur) für einen Bibliotheksbau zu interpretieren, sondern greifen weit darüber hinaus und kennzeichnen das Gebäude als einen integralen Bestandteil des räumlichen Hochschulangebots, indem dort die „öffentlichen Plätze“ geschaffen werden, die für eine akademische Ausbildung für erforderlich gehalten werden. Damit ähneln sie den Forderungen des Wissenschaftsrats<sup>34</sup>.

Karen Latimer, die sich in den „IFLA Guidelines“ mit dem Thema „Users and Public Space: What to consider when planning library space“ beschäftigt<sup>35</sup>, erwähnt mit keinem Wort die Notwendigkeit, einen solchen Bereich zu schaffen, sondern grenzt eher die Bereiche, in denen der Nutzer allein und konzentriert arbeiten möchte, von den Kommunikationszonen ab. Und ein Blick in das Register dieser IFLA Guidelines zeigt, dass „reading spaces“ nur noch Hinweise auf das dem Band beigefügte Bildmaterial geben, das allerdings den „großen Lesesaal“ nicht mehr zeigt.

Diese Abkehr vom großen Lesesaal muss nicht bedeuten, nun gar keine solchen Bereiche des ruhigen individuellen Arbeitens in Gemeinschaft mehr in der Bibliothek vorzusehen. Ilya Kabakov schreibt von der „öffentlichen Einsamkeit“, die in einer solchen Zone erreicht werden kann<sup>36</sup>. Das Konzept der Zonierung, Flexibilität und Raumvariationen lässt es zu, auch solche Bereiche in der Bibliothek zu schaffen, in denen eine „stille Kommunikation zwischen Leser und Medium“ möglich und organisatorisch gesichert ist.<sup>37</sup> Auch ich halte solche Zonen mit dem Angebot konzentrierten Arbeitens für unverzichtbar, um einer Zielstellung einer Bibliothek zu entsprechen. Die Forderung nach solchen Raumzonen ist damit zu begründen, dass in den großen öffentlichen Universitätsbibliotheken auch eine Nutzerklientel mit Arbeitsplätzen zu versorgen ist, die dem Studentenalter

<sup>33</sup> McDonald, a.a.O., S. 18

<sup>34</sup> Anhaltspunkte für die Gestaltungsnotwendigkeiten der Bibliotheksbauten für die Zukunft gibt der Wissenschaftsrat in seiner Publikation „Empfehlungen zur digitalen Informationsversorgung durch Hochschulbibliotheken“, S. 45-48. Online unter der URL <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/4935-01.pdf>

<sup>35</sup> S. Latimer, Karen: Users and Public Space: What to consider when planning library space. In: IFLA library building guidelines: developments & reflections / ed. on behalf of IFLA by Karen Latimer .... - München: Saur, 2007, S. 68-82. – Auch als lizenzpflichtige Online-Ressource verfügbar.

<sup>36</sup> S. Kabakov, Ilya: Der Lesesaal = The reading room / Ilya Kabakov.- Ausstellung ; (Hamburg) : 1996.04.19-07.28. - Hamburg : Deichtorhallen, 1996, S. 34.

<sup>37</sup> Der Bedarf nach solchen Rückzugszonen ist auch das Ergebnis einer Studierendenbefragung an der Universität Rochester. S. Studying Students: The Undergraduate Research Project at the University of Rochester. Edited by Nancy Fried Foster and Susan Gibbons. Chicago: ALA, 2007, S. 28-29. Online verfügbar unter der URL: [http://www.ala.org/ala/mgrps/divs/acrl/publications/digital/Foster-Gibbons\\_cmpd.pdf](http://www.ala.org/ala/mgrps/divs/acrl/publications/digital/Foster-Gibbons_cmpd.pdf)

entwachsen ist und die Bibliotheken für anspruchsvolle wissenschaftliche Arbeiten aufsucht.<sup>38</sup> Aber genauso wichtig, im Rahmen der gesellschaftlichen Veränderungen in Studium und Kommunikationsverhalten sogar unverzichtbar sind die „lauten“ Zonen der zwischenmenschlichen Kommunikation, die dazu beitragen, die Bibliothek als den „dritten Ort“, als „Lernort“<sup>39</sup> neben Wohnung und Arbeitsplatz anzunehmen.

Um einen letzten Ausflug in die Bibliotheksbaugeschichte zu machen: Friedrich Adolph Ebert hat in seiner kleinen, sehr lesenswerten Schrift „Ueber öffentliche Bibliotheken, besonders deutsche Universitätsbibliotheken“<sup>40</sup> 1811 „Lesekabine“ erwähnt, als eine nützliche und bequeme Einrichtung, die „überall nachgeahmt zu werden verdiene“, und zwar aus drei Gründen: Das sei ein Ort, an dem man ungestört von allem Geräusch, das sich in der Bibliothek nicht vermeiden lässt, arbeiten kann, dort könne man im Winter heizen, so dass die Bibliothek zu allen Jahreszeiten benutzbar bleibt, und vor allem, und das klang auch bei Della Santa an, „da hier alle Bibliotheksbesucher sehr leicht in Aufsicht erhalten und alle von frivolen Händen etwa zu befürchtende Missgriffe unmöglich gemacht werden können.“ Diese Aufsichtsfunktion hat der Lesesaal spätestens seit der Diskussion über die Einrichtung der Bibliothek als Rund-um-die-Uhr-Betrieb verloren. In den drei Stockwerken des Bibliotheksanbaus in Karlsruhe, die immer geöffnet sind, kann mangels einer durchgehenden Aufsicht in den Lesebereichen diese Funktion nicht mehr erfüllt werden.

„Nur schöne Räume“ sollten wir uns bei nutzerorientierten Bibliotheksbauten nicht leisten können.<sup>41</sup>

---

<sup>38</sup> Im Neubau des Brüder-Grimm-Zentrums wird dem trotz des großen Lesesaals mit eigenen, abgegrenzten Forschungsbereichen entsprochen werden.

<sup>39</sup> S. hierzu den Überblicksartikel von Sylvia Beiser: Lernort Bibliothek, in: B.I.T.online 11 (2008), S. 431-437.

<sup>40</sup> Zum Folgenden s. Ebert, Friedrich Adolph: Ueber öffentliche Bibliotheken : besonders deutsche Universitätsbibliotheken und Vorschläge zu einer zweckmäßigen Einrichtung derselben / von Friedrich Adolph Ebert. - Facs. of the original book, Freyberg, Gerlachische Buchhandlung, 1811. - Ann Arbor, Mich. : Univ. Microfilms Internat., 1981, S. 55.

<sup>41</sup> Um damit auch deutlich Milan Bulaty zu widersprechen: „Wenn ich als Leser vor der Entscheidung zwischen einem schönen Arbeitsplatz in einer nichtfunktionalen Bibliothek und einem hässlichen Arbeitsplatz in einer funktionalen Bibliothek stünde, würde ich mich für die erste Alternative entscheiden.“ Bulaty, Milan; Eigenbrodt, Olaf: Zwischen Ästhetik und Funktionalität. In: BuB, 60 (2008), S. 319.